

Nr. 144. · Bromberg, den 26. Juni 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(15. Fortsetzung.) ———

Das Aufrütteln begann damit, daß er den Dreijährigen auf sein Pferd setzte. Ein ganzes Jahr lang hatte er nicht geritten, seit seine eigene Kugel Satan niedergestreckt. Dann konnte er das nicht länger entbehren. Zuerst war es Adelheid, als träfe sie jeder Hufschlag auf das Herz, wenn sie den schnellen Trab des Tieres hörte. Doch der Mensch gewöhnt sich an so vieles, mit der Zeit lernte sie auch diesen Ton ertragen. Nur an das Fenster trat sie nie, wenn ihr Mann morgens zur Stadt ritt.

Es war kein Satan, der jetzt den Herrn trug, es war ein schöner Goldfuchs, elegant, sicher, ohne Launen und Nerven. Auf diesen Fuchs setzte der Großvater eines Sonntags den Jungen, hielt ihn da oben fest, ging neben dem langsam schreitenden Pferd her und fragte: „Das ist fein, was?"

„Ja", sagte der Junge bedächtig. „Das ist fein."

Aber als er nach fünf Minuten noch immer da oben saß, und Loki zum sechstenmal um den Rasen gehen sollte, wurde ihm dies Vergnügen leid. „Runter, Großpapa."

„Ach was, runter! Bengel, jetzt steig ich hinauf, und wir reiten aus der Pforte und machen einen ordentlichen Trab. Bist du ein Heinecken oder bist du keiner?"

Paul Anton ertrug auch den Trab, ohne Lärm zu schlagen, doch als sie wieder vor der großelterlichen Veranda landeten, und er gefragt wurde: „Wollen wir jeden Tag reiten?", sagte er gemessen: „Ich mag lieber Sandkuchen backen."

„Potzdonnerwetter", schalt der lebhafte Großvater, „Sandkuchen backen, wenn man auf solchem Pferd traben kann." Verdrießlich ließ er den Enkel laufen.

Paul und Minna waren froh, daß der Junge nicht eben solch ein Quirl war wie die Töchter. Die machten ihnen den Kopf heiß genug.

Die Mutter hielt den Kleinen viel neben sich, wenn sie an der Nähmaschine saß, denn sie nähte alle Sachen für die Kinder selber. Irgendwie mußte sie doch helfen, das viele Geld zusammenhalten, das ihr in den Schoß gefallen war, und immer einmal trug sie kleine Summen auf die Sparkasse. Es war gewiß so unnötig, aber es saß ihr nun mal im Blut, das Sorgen und Sparen. Durch sie sollte das große Haus, in dem man sie so freundlich aufgenommen, nicht zu Schaden kommen.

„Heineckens junior" lebten in einer durchaus glücklichen, für andere ziemlich langweiligen, sie selber aber durchaus befriedigenden Ehe. Gesellschaften machten sie nur mit, weil Karl Anton es verlangte. Ihr Hauptverkehr waren die Nachbarn, Sprekelsens und Heineckens.

„Ja, ja", sagte Soltau zu seinem alten Kameraden, „Sie haben nun zu den drei Mädels auch den Jungen, aber unsere drei Buben bleiben ohne Schwester. Ich hab' sie mir zu jedem Weihnachten gewünscht, aber das Schicksal hört nicht."

Das Schicksal hörte endlich doch. An dem Tage, als der kleine Paul Anton vier Jahre alt wurde, traf bei Soltau ein Töchterchen ein.

Soltau holte sich den kleinen Paul Anton aus dem Garten, stellte ihn an die Wiege und fragte: „Was liegt da in den Kissen?"

Der Junge hob sich auf die Zehen, sah lange hinein in das dämmerige Bettchen und sagte endlich: „Eine Puppe."

„Na ja. Aber eine lebendige Puppe. Mit der du spielen sollst, wenn sie drei Jahre älter ist."

Lebendige Puppe? Ein schwerer Begriff. Der Junge streckte die Hand aus, faßte winzige Fingerchen, zog an ihnen, erst leise, dann stärker — „äh, äh!" machte die Puppe.

Paul Anton flog zusammen, starrte noch einmal in die Wiege, machte kehrt und rannte aus dem Zimmer.

„Wen hast du da, Otto?" fragte Frau Mercedes aus dem Nebenzimmer.

„Den kleinen Heinecken. Er studierte eben den Unterschied zwischen einem Menschen und einer Puppe."

Lachend ging er hinein zu seiner Frau.

Paulchen aber saß auf seinem Sandhaufen und war in schweres Nachdenken versunken. Zuletzt ging er in das Zimmer der Schwester, zerrte die Puppen an Armen und Beinen, und als sie, wie immer, stumm blieben, sah er sich nach einem Menschen um, der ihm den Fall erklären könnte. Das mußte die Großmama sein. Die geduldige, die immer Zeit für ihn hatte. Die wohl über ihn lachte, aber so lachte, daß man sich nicht schämte.

„Na, Anti", fragte sie, als er eintrat, „wie siehst du denn aus? Du hast so verwunderte Augen."

„Bei Onkel Soltau ist 'ne lebendige Puppe. Die schreit, wenn man sie an den Armen reißt. Dora und Anna ihre Puppen schreien nie. Ich hab' sie eben so doll gerissen und gehauen."

„Das sind ja auch keine lebendigen Puppen, Herzensjunge." Und als sie seine fragenden Augen an sich hängen sah: „Und das kleine, süße Ding bei Onkel Soltau ist auch gar keine Puppe. Das sagte der Onkel nur im Scherz. Das ist ein Mensch wie du und ich. Nur daß er noch ganz klein ist, nicht sprechen und nicht laufen kann —"

„Was soll ich denn damit?" fragte das Kind.

„Wart' nur, bis das kleine Mädelchen ein paar Jahre älter ist. Dann spielt ihr zusammen im Garten, und du fährst es in deinem Blockwagen —"

„Und wenn es noch älter ist, wird es deine Frau", sagte Karl Anton, der dazugekommen war. „Als Tochter ihrer Eltern wird sie Temperament haben, und das wird dir sehr gut bekommen, mein Junge."

„Red' ihm doch nicht solchen Unsinn vor."

„Unsinn? Warum Unsinn? Mein Enkel soll mal anders wählen als mein Sohn."

„Kannst du etwas gegen Minna sagen?"

„Gegen ihre Bravheit nichts, gegen ihre Langweiligkeit viel."

„Du bist ja nicht mit ihr verheiratet."

„Gott sei gelobt. — So, nun komm mal mit, ich will dir etwas zeigen in meinem Zimmer. Kunsthändler Röthel hat mir da eine italienische Landschaft geschickt, von Oswald Achenbach, bißchen teuer, aber — fein, sag' ich dir, ganz fein. Lauf nach Haus, Paul Anton, die Großmama hat jetzt was zu tun." Und als sie vor dem Bilde standen, legte er den Arm um sie. „Das soll in deinem Zimmer hängen, mein Herz. Daß du immer den blauen Südhimmel und seine Sonne und das ganze Leuchten des Golfs von Neapel hast, wenn draußen Schnee liegt, und Hamburger Nebel um das Haus steht. Daß ich dir doch ein bißchen Sonne schaffen kann."

„Lieber", sagte sie und lehnte sich an ihn. „Wann wirst du einmal müde werden, mich zu verwöhnen."

„Nie, solange ich meine gesunden fünf Sinne behalte."

Das Bild kam in Adelheids Zimmer, und ihm gegenüber, so daß sie es immer ansah, wenn sie vom Nähtisch aufblickte, hing ein Bild von Brigittchen, ein Bild, wenige Monate vor dem jähen Tod des Kindes gemalt, mit einem Kranz wilder Rosen im Haar und einem Zweig wilder Rosen in der Hand, oh, selber ein blühendes, wildes Röslein, voll Sommerlicht und Sonne. Oft, wenn sie dann von einem der Bilder zum andern sah, wurde ihr das Herz weit. Ja, der geliebte Mann tat, was er ihr an den Augen absehen konnte, nur ihr Leid mit ihr teilen, das tat er nicht. Das Kind war für ihn eine helle, reizende Erinnerung, er hätte von Herzen gewünscht, den kleinen Sonnenvogel zu behalten, aber da es nun einmal gegangen war, sollte man sich das Leben nicht mit nutzlosem Sehnen verderben.

Karl Anton Heinecken wäre nicht so lange jung und frisch geblieben, wenn er es nicht verstanden hätte, alles von sich zu schieben, was dunkel und bitter und unbequem war.

*

Es waren böse Zeiten in der Welt. Der Krimkrieg, der seit Jahren England, Rußland und Frankreich beschäftigte, beeinflußte auch das deutsche Geschäftsleben.

„Wir hätten uns nicht mit englischen Häusern einlassen sollen", sagte Karl Anton. „Es hilft nichts, wir müssen mahnen. Solche Summen bleibt kein anständiger Geschäftsmann vier Monate lang schuldig."

„Quick Brothers sind so sicher fundiert, das hat keine Not", antwortete Paul. „Ein ganz altes, solides Haus. Man hatte in der City alle Hochachtung vor ihnen. Sie können vielleicht durch den Krieg in vorübergehende Schwierigkeiten geraten, aber das ist dir ja auch schon passiert."

Bisweilen erlaubte er sich solche kleinen Spitzen, die seinen Vater erheiterten. Für ernst nahm der ihn ja doch nicht, obgleich der Sohn einen unermüdlichen Fleiß entwickelte und sich mehr um einen Groschen sorgte, als der Vater um tausend Taler.

Heinecken mahnte. Vorsichtig, in aller Höflichkeit, wie es einem so geschätzten Geschäftsfreund gegenüber angebracht war, aber immerhin, er mahnte. Denn ihm selber war es einmal wieder knapp. Wenn die Kaffee-Ernte da auf den fernen Inseln ihn nicht immer wieder hochgeholt hätte, wären die letzten zwei Jahre unbequem gewesen. Aber — Gott sei Dank — das Unternehmen florierte glänzend. Davon allein hätten die drei Familien, Heinecken Senior und Junior und Otto Soltau sorglos leben können.

Die englische Antwort ließ auf sich warten.

Soltau, der seine Augen und Ohren überall hatte, kam eines Tages mit der Nachricht, die er an der Börse empfangen, Quick Brothers sollten in Indien schwere Verluste erlitten haben. Der Fall von Delhi, wo die indischen Rebellen wie die Wahnsinnigen gewütet, hätte verschiedenen ihrer Angestellten das Leben gekostet, das Haus aber hätte enorme Geldsummen verloren. Heinecken sprach nicht zu Hause über diese Nachrichten. Er ließ alles Bedrückende hinter sich, sobald er in Hamm die Gartenpforte öffnete und Adelheid ihm entgegenkam; dennoch spürte sie, die jeden kleinsten Schatten seines Wesens empfand, daß da wieder etwas war, was drohte. Sie spürte es und schwieg, sie hatte es sich abgewöhnt, zu fragen. Von selber mußte er sein Sorgenbündel öffnen. Dann stand sie bereit, ihr Teil aufzunehmen und mit Heiterkeit zu tragen.

Ende Oktober tauften sie die kleine Elfriede Soltau.

Um seine drei Buben hatte Otto Soltau nicht solch Wesen gemacht, wie um das Töchterchen. Es gab eine Taufe, wie sie der Heineckenwinkel noch nicht erlebt, und Karl Anton hielt das Kind dem Geistlichen entgegen, als das heilige Wasser sein Köpfchen netzte.

Er hielt auch bei Tisch eine seiner glänzenden Reden, in denen er hervorhob, wie sein junger Prokurist ihm in Indien zur Seite gestanden, wie er in den Hamburger Jahren immer mehr mit der Firma und dem Hause des Chefs verwachsen sei, wie er hoffe, dieses feste Band werde unzerreißbar bestehen bleiben — er sprach noch allerlei, was wunderschön gedacht und gesagt war, aber ein Letztes fehlte, worauf der Taufvater und Frau Mercedes horchten. Es fiel keine, auch nicht die kleinste Andeutung, daß der Prokurist einmal mehr werden könne als Prokurist, daß die Firma einmal Heinecken und Soltau heißen würde.

Die Uhr ging auf Mitternacht, als sich die Gäste empfahlen. Da standen sich Karl Anton und Otto Soltau noch im Zimmer des Hausherrn gegenüber, und Soltau hielt seinem Chef das Zündholz zur Heimwegzigarre entgegen. Aber Heinecken nahm es nicht, sah sich vielmehr um nach der offenen Flurtür, hinter der man weibliche Stimmen vernahm, die sich allerlei Liebenswürdiges zum Abschied sagten, und dann, sie schließend, trat er dicht an Soltau heran.

„Sie haben heute etwas erwartet, lieber Soltau — bitte, lehnen Sie nicht ab, Sie konnten es nach manchem Wort, das war in letzter Zeit gewechselt, erwarten. Wenigstens eine kleine Andeutung, daß wir uns noch mehr werden würden, als wir uns schon sind — glauben Sie mir, ich wußte, warum ich nichts sagte."

Soltau wurde förmlich. „Ich bin überzeugt, daß Sie sich Ihre Worte genau überlegt hatten, Herr Heinecken."

„Nicht so, nicht so. Ein Augenblick." Er faßte in die Brusttasche und zog einen Brief hervor. „Sie gingen heute als Taufvater eine Stunde eher aus dem Geschäft fort, ehe die englische Post gekommen war. Da —" er reichte ihm den Brief, „da haben Sie die Aufklärung."

Soltau las.

„Ja, ja, lieber Soltau, mein vorsichtiger Herr Sohn hat uns in eine böse Sache hineingerissen. Zahlungen eingestellt. — Und wir sitzen da mit dreimalhunderttausend Talern fest. Passen Sie auf, ich bekomme von England keinen Schilling wieder."

„Und Sie haben den ganzen Abend mit keinem Wort —"

„Sollte ich Ihnen das schöne Fest stören? — Sie begreifen, in diesem Augenblick kann ich kein anderes Schicksal an unser Haus binden. Und Sie dürfen das Vermögen Ihrer Frau nicht in eine wankende Firma stecken." Er gab dem andern die Hand. „Ich habe schon schlimmere Krisen durchgeholt, lieber Freund, ich werde den Kopf hoch halten. Und Ihre Arbeitskraft ist mir sicher."

„Jeden Tag, so lange ich sie behalte, Herr Heinecken."

„Also dann — lassen Sie sich um die Nachricht keine grauen Haare wachsen, ich tue es auch nicht. — Ja, liebe Adelheid —" die sah in die Tür, „dein Mann hat sich hier noch festgeredet. Alte Leute werden schwatzhaft." Er gab ihr den Arm, wie sie durch die stillen herbstlichen Gärten nach Hause gingen, aber er sprach kein Wort, während es sonst seine Art war, nach einer kleinen Festlichkeit angeregt mit ihr zu plaudern. Und sie fühlte deutlicher noch wie die Tage vorher: Da war etwas; da waren Sorgen, die er ihr vorenthielt. Soltaus Gesicht hatte auch nicht schnell genug den Ausdruck wechseln können, als sie in die Tür blickte.

Bis sie in ihrem eigenen Hause waren, schwieg sie. Da, am Fuß der Treppe, als Heinecken die Lampe, die ihrer Heimkehr entgegengeleuchtet hatte, löschen wollte, legte sie die Hand auf seine Schulter.

„Ich will nichts wissen, bis du von selber kommst, Liebster. Aber wenn es um Geld geht — wir haben nie davon gesprochen, doch ich weiß, du hast hunderttausend Taler sichergestellt für mich. Wenn die dir auch nur einen einzigen Tag deine Sorgen abnehmen können —"

Er verschloß ihren Mund mit einem Kuß. „Ohne Geschäftssorgen gibt es keinen Geschäftsmann, mein Herz. Licht und Schatten gehören zusammen. Du machst mir das Leben so hell, daß ich es dankbar anerkennen muß, wenn im Kontor

manchmal Wolken aufziehen. Sonst könnte ich mich vor dem Neid der Götter fürchten müssen."

Und wieder wußte sie nicht, schwieg er über seine Angelegenheiten aus Liebe zu ihr, oder weil er selber in den häuslichen vier Wänden nichts Unangenehmes denken wollte.

(Fortsetzung folgt)

Der Hof.

Skizze von **Grete Massé.**

Manchmal, im Hörsaal der Universität, zwischen den Studenten und Studentinnen, die alle aufmerksam den Ausführungen des Professors lauschen, überkommt Marthe Petersen dies Gefühl, das sie ängstigt und das sie sich nicht erklären kann.

Dann ist es ihr, als müsse sie aufstehen, das Haus verlassen, geradeaus gehen mit ihren bäuerlichen, starken, weit ausholenden Schritten, über Straßen, Brücken, Gelände hinweg, nordwärts, bis sie grünes, holsteinisches Land um sich sähe, die einsame Mühle in der Ferne, Felder unter hohem Himmel, und erst Halt machen, wenn sie von einer Wegbiegung aus hinunterschauen könnte zu ihrer Väter Hof.

In solchen Augenblicken war sie bleich, und die Augen, sonst blank und frisch, bekamen einen leeren Ausdruck. Erst wenn jemand sie anredete oder sich ihr zuwandte, schrak sie auf wie aus einer Erstarrung. Das Blut floß in ihre Wangen zurück, in den Augen glomm wieder das Leben, und Marthe Petersen saß da, wie man sie kannte: groß, eckig, gesund, mit blühenden Farben.

In den Stunden der Vernunft fragte sie sich, warum sie sich eigentlich um den Hof so ängstigte.

Was sollte ihm geschehen? War er ein Mensch, der tot niederfallen konnte? Ein Tier, das im Sprunge die Kugel traf? Nein, es war Festgefügtes, Solides, Hundertjähriges von Bestand. Und drinnen wohnte ihre Schwester Dora mit ihrem Manne.

Marthe Petersens Gefühle für den Schwager waren nicht die freundlichsten. Wäre er nicht gekommen, so hätten sie, Marthe und Dora, die beiden starken, großen Schwestern, den Hof bewirtschaftet und das Land betreut. Nach einigen Jahren aber kam Kellermann und freite um Dora. Da riß sich Marthe vom Hof los. Man wollte sie halten. Es gab gute Bitten. Bei Dora sogar Tränen. Aber Marthe blieb hart. Es war kein Bleiben auf dem Hof zu dreien für sie. Einen Teil ihres Erbteils ließ sie stehen. Einen anderen verwandte sie auf ihr Studium. Es gingen wenig Briefe hin und her zwischen Hamburg und Holstein, zwischen ihr und den Kellermanns. Nicht einmal zur Taufe des ersten Kindes, der kleinen Agnes, kehrte sie heim.

Je länger Marthe in der Stadt weilte, je eifriger sie sich mit der Wissenschaft beschäftigte, desto mehr verblaßte in ihr das Bild des Hofes. Die Angstzustände, die sie mit plötzlicher Wucht überfallen hatten, verebbten. Sie bestand ihr Examen. Sie wurde Assistentin in einem Krankenhause. Dann eröffnete Doktor Marthe Petersen eine eigene Praxis als Frauen- und Kinderärztin.

Kurz nach Beginn ihrer Praxis meldete ihr ein Telegramm den Tod ihrer Schwester. Dora Kellermann war bei der Geburt eines Mädchens gestorben. Da sah Marthe zum ersten Male nach vielen Jahren den Hof wieder. Es war Winter. Schnee lastete auf dem Dache, deckte die Felder, lag auf den Flügeln der fernen Mühle.

Als Doktor Marthe Petersen in die Stadt zurückkehrte, nahm sie ein Adoptivkind mit, das kleine Wesen, das die Mutter das Leben gekostet und in der Taufe den Namen Klara erhalten hatte. — —

Nein — trotz des besten Willens blieb der Ärztin keine Zeit, des Hofes zu gedenken, obwohl sie für ihn, da sie wieder über seine Schwelle getreten, in ihrem Herzen die Gefühle der Liebe zu Land und Haus von neuem in sich erwachen gefühlt. Ihr blieb kaum eine Stunde für ein Eigenleben. Der Kreis ihrer Patientinnen wuchs in einem Grade, daß ihre Sprechstunden sich weit über die festgesetzte Zeit hinaus dehnten. Auch ihre Aufsicht über das Pflegekind mußte sich auf das Notwendige beschränken. Zum Glück besaß die Ärztin in ihrer alten Haushälterin, die selbst sieben eigene Kinder erzogen, eine Pflegerin für die kleine Klara, wie sie keine bessere hätte finden können. Nur in ihren Träumen erschien noch manchmal das Bild des Hofes. Dann stand er breit da mit ausladendem Dache, vielen blanken Fenstern. Auf den gut bestellten Äckern reifte die Saat. Aber das Bild schwand so rasch, wie es aufgetaucht war, von Bildern und Gestalten aus ihrem Gegenwartsleben verdrängt. Der Hof glich einer Woge im Meere, die von anderen anstürmenden Wellen niedergerissen wird.

Während einer kurzen, aber heftigen Typhusepidemie erkrankte die Ärztin selbst. Als sie genesen war, wollte sie zur Erholung für einige Wochen auf dem Hof Aufenthalt nehmen. Da aber erhielt sie die Nachricht von der Wiedervermählung ihres Schwagers Kellermann. Sie gab ihr Vorhaben auf und ließ nur durch ihre Haushälterin ihre kleine Nichte Agnes für einige Wochen zu sich holen. Mit den beiden Kindern fuhr sie in ein Seebad. Dort spielte sie mit den drallen, helläugigen kleinen Mädchen in den Dünen. Ihre Gedanken, die sich mit dem Hof beschäftigen wollten, riß sie gewaltsam zurück. Sie bereiteten ihr Unbehagen. Auf dem Hofe waltete jetzt eine fremde Frau mit einem fremden Manne, denn schließlich war auch ihr Schwager Kellermann ein Fremder für sie, mit dem sie niemals Sympathien verbunden hatten. —

Mancher Sommer und Winter waren vergangen.

An ihrem Beruf hing die Ärztin mit wirklicher Freude. Die Kranken gaben sich voll Vertrauen in ihre Behandlung. Schon allein von ihrer Erscheinung — der einer ruhigen, sicheren, klaräugigen und kraftvollen Frau — ging eine wohltuende Wirkung auf jene über, die ihre Hilfe suchten.

Plötzlich geschah es, daß sich in die Gedanken der Ärztin nach jahrelangem Versunkensein wieder der Hof drängte. Es war wie damals, als sie noch studierte. Ein Gefühl überkam sie, das sie ängstigte und das sie nicht zu deuten wußte. Es war ihr, als müsse sie sich erheben, geradeaus gehen mit ihren starken, weit ausholenden Schritten, nordwärts, bis sie grünes holsteinisches Land um sich sähe, die einsame Mühle in der Ferne, Felder unter hohem Himmel, und erst Halt machen vor ihrer Väter Haus.

Es war ihr, als riefe der Hof nach ihr. Als hätte er eine Stimme, die nicht schweigen würde, bis man sie hörte. Es war wie eine Glocke, die ohne Unterlaß klingt und den martert, der ihren Ton vernimmt.

Und dann kam Kellermann; nun wußte sie, warum die Stimmen der Heimat so flehentlich nach ihr gerufen hatten. Der Hof war in Not. Kellermann erschien mit der kleinen Agnes. Nie hatten sie einander viel zu sagen gehabt. Jetzt blieb ihr Gespräch noch karger. Aber als er gegangen und nur Agnes neben ihr war, die ihre Hand umklammerte, wußte Marthe, daß Kellermann mit seiner zweiten Frau nach Amerika auswandern wollte, da er den überschuldeten Hof nicht mehr zu halten vermochte. — — —

Im holsteinischen Lande zeigt man sich einen Bauernsitz, der von einer Frau bewirtschaftet wird. In zäher, schwerer, geduldiger Arbeit ist es ihr gelungen, nach Tag und Jahr aus einem verwahrlosten Stück Erde wieder Äcker zu machen, auf dem die Ernten reifen. Die Jüngeren hören voll Staunen, daß diese Frau einst den Beruf einer Medizinerin ausgeübt haben soll. Wenn man sie sieht, scheint es, sie könne niemals den Hof und seinen Umkreis verlassen haben, sie gehöre dorthin, wie die uralten Bäume, die ihre Wurzeln in das Erdreich vor der Haustür strecken. Sie geht in derber, bäuerlicher Tracht mit ihren starken, weit ausholenden Schritten über dieses Land, das sie wieder ertragreich gemacht, und gleicht mit ihrem geschorenen, eisgrauen Haar und dem braunen, kantigen Gesicht aus der Entfernung einem alten Landmanne, der sich nie um andere Dinge Gedanken gemacht, als um Wetter und Korn.

Satteldruck.

Von **Otto König.**

Wir Europäer sind gewöhnt, den Orientalen wenig Mitgefühl für unsere vierbeinigen Freunde zuzuschreiben. Doch in starkem Gegensatz hierzu steht ein Erlebnis, das ein Engländer kürzlich an der Grenze von Kaschmir und Ladak hatte:

Eine Staubwolke stieg vom schmalen Saumpfad hoch, von dem ein Wegweiser behauptete, es sei die Straße nach Srinagar, der Landeshauptstadt von Kaschmir. Ein Mongole aus Ladak trieb fünf Packpferde vor sich her. Die Last türmte sich unter dem schützenden Segeltuch zu beiden Seiten des primitiven Tragsattels zu Bergen, die bei jedem Schritt der kleinen Tiere von einer Seite zur anderen schwankten.

Am Wegrand stand ein Haus. So nannte es wenigstens eine verwitterte Holztafel, die allen Reisenden verkündete, hier sei ein Zollamt seiner Hoheit des Maharadschas von Kaschmir. Ein des Landes Unkundiger hätte dies niemals erraten. Zollhäuser pflegen sonst nicht aus vier Lehmwänden zu bestehen. Die Packpferde aus Ladak aber kannten das Zollamt. Ohne den Ruf des Treibers abzuwarten, blieben sie stehen, senkten die Köpfe und schnupperten nach dem Gras am Wegrand.

Ein Inder trat aus dem Hause. Obwohl Menschen und Tiere schon ergeben auf den hohen Herrn Zöllner warteten, glaubte doch der Hindu, dem das Hemd ein wenig neckisch hinten aus der Hose hervor sah, seine Macht zum Ausdruck bringen zu müssen und brüllte: „Halt!" Die Packpferdchen wackelten mit den Ohren und der Mann aus Ladak lud stillschweigend die Last vom Rücken des ersten Tragtieres. Dem Engländer, der interessiert am Wegrand stand, schien es, als hebe sich die entlastete Kruppe des Pferdes. Er begriff nicht, wie dieses Gerippe, nur vom zerschundenen Fell überzogen, die Last hatte tragen können: „Tierquälerei!"

Das dachte auch wohl der Zollbeamte, denn seine buschigen Brauen schoben sich unheilkündend über den dunklen Augen zusammen. Doch er sagte nur auffallend ruhig: „'Runter mit dem Sattel!" — „Der Sattel!" wunderte sich der Engländer. „Glaubt der Zöllner, der Mongole wollte etwas unter dem Sattel über die Grenze schmuggeln?" Doch der Mann aus Ladak schien an solche Befehle gewöhnt. Ergeben zuckte er die Schulter, als wollte er sagen: „Was tut man nicht alles so einem Zollbeamten zuliebe!" und hob den Tragsattel ab.

Der Engländer trat näher. Zwei Druckwunden lagen auf dem Rücken des Tieres bloß. Der Eiter fraß darin, und ein Schauer ließ die abgeschundene Haut erzittern, als der kalte Wind gegen das nackte Fleisch blies. Der Inder ballte die Hand. Sicher hätte er dem unbeweglichen Mongolen am liebsten die Faust ins stumpfe Gesicht geschlagen, doch ein Zollbeamter von Kaschmir vergibt sich nichts. „Sehen Sie diese Wunden, Sahib„ wandte er sich an den Engländer. „Sie kennen kein Mitleid mit den Tieren, diese Leute aus Ladak." Dann fuhr er den Mongolen an: „Das Pferd bleibt hier!"

Der Treiber schien sich nicht zu wundern. Er sattelte auch stillschweigend die anderen Tiere ab und führte sie dem Zollbeamten vor. Ein Perd war gesund, die drei anderen hatten offene Druckwunden neben dem Rückgrat, nicht harmloser als die des ersten Tieres. Der Zollbeamte führte sie zur Seite. „Ho!" brüllt er dann in den hohlen Händen irgend einem unsichtbaren Untergebenen zu. Hierauf begann er die Zollrevision. Sie war rasch beendet, denn den biederen Zöllner schienen die Warenpacken wenig zu interessieren.

Da klang Hufschlag hinter dem Hause hervor. Ein Inder trieb vier rundliche gutgepflegte Packpferde heran. Die Tiere stellten sich von selbst neben die Traglasten, und der Mann aus Ladak lud seine Sättel und Warenbündel wie ganz selbstverständlich auf die blanken Rücken. Der indische Treiber führte die kranken Tiere zur Seite.

Der Engländer wunderte sich: "Erfolgt diese Pferdekontrolle und das Auswechseln der Tiere auf Anordnung der Zollbehörden?" — „Nein", antwortete der Zöllner mit dem hervor lugenden Hemdzipfel höflich, „nein, Sahib, ich handle auf eigene Verantwortung. Ich liebe die Tiere und kann es nicht mit ansehen, wenn sie abgemagert und wund ihre überschweren Lasten weiter schleppen sollen. Deshalb nehme ich den Leuten aus Ladak die kranken Pferde ab und gebe ihnen gesunde kräftige. Die vier dort sind nur vierzehn Tage bei mir gewesen und haben sich doch so erholt."

Der Mongole hat fertig geladen. Er warf dem Zöllner einen Blick zu, der alles andere als dankbar war, und trieb seine Karawane weiter auf dem Wege nach Srinagar. „Ein undankbares Geschäft", sah sich der Engländer veranlaßt, zu bemerken, „Deine Tierpflege". — „O", meinte der Zöllner lächelnd. „Es ist nicht so schlimm, denn im nächsten Leben werden wir nach unseren Taten beurteilt. In den letzten vierzehn Tagen, Sahib, habe ich 206 Tiere behandelt." Dann verabschiedete er sich mit einer höflichen Verbeugung, die den Hemdzipfel in lebhafte Bewegung versetzte.

Als der Engländer weiter ritt, sah er den Tierfreund mit einer Tinkturflasche und einem Pinsel bewaffnet zu den kranken Pferden treten. Tierschutz im Himalaya!

Ein Knalleffekt.

Von **Erich Meyer-Helmund.**

Nahe der kleinen, damals ganz deutschen Stadt Narva, zwischen St. Petersburg und Reval liegend, gibt es einen wundervollen Wasserfall. Er ist so stark, daß die Dampfer, die den Fluß Narowa zum Seebad Hungerburg herunter fahren, die Maschine nicht in Tätigkeit zu setzen brauchen. Schon oberhalb des Wasserfalls hat der Fluß eine reißende Strömung. Narva war auch eine der ersten Städte Rußlands, die elektrische Beleuchtung bekam, dank der enormen Wasserkraft.

Als Zar Nikolaus I. während eines Manövers in der Nähe des Städtchens weilte, wollte er sich den berühmten Wasserfall ansehen! — Die Narvenser erfuhren, daß der Zar sogar seine Gemahlin mitbringen würde. Nun herrschte große Aufregung. Das einzige Gebäude, das in Frage kam, um die hohen Gäste für die paar Stunden des Aufenthaltes unterzubringen, war der kleine Miniaturpalast, den einst Peter der Große bauen ließ und der ganz in der Nähe des Wasserfalls lag. In fieberhafter Eile wurde, so gut es ging, dort alles in Ordnung gebracht.

Da gerade Mondschein war, so hatte der Festausschuß den Zaren gebeten, sich den Wasserfall abends anzusehen, weil bei Mondschein der Eindruck viel imposanter schien. Der Bürgermeister veranlaßte eine für damalige Zeiten prachtvolle Illumination mit Feuerwerk. Auf der Brücke, die nicht weit vom Wasserfall über die Narowa führt, wurde eine kleine Terrasse hergestellt, mit Teppichen belegt und mit zwei Sesseln für das Zarenpaar ausgestattet. Dieses erschien nun nebst dem glänzenden Gefolge und wurde von den deutschen Gesangvereinen mit Liedern begrüßt. Als alles voll Bewunderung auf der Brücke stand, von dem Zauber des Naturschauspiels gefesselt, kam plötzlich ein Boot, in dem zwei Personen saßen, in rasender Geschwindigkeit die obere Narowa herunter, stürzte in den Wasserfall und überschlug sich. Boot und Insassen wurden in den Strudel gerissen und verschwanden. Die Zarin schrie entsetzt auf und fiel in Ohnmacht. Allgemeines Entsetzen!

Inzwischen wurde dem Adjutanten des Zaren mitgeteilt, das Boot habe keine lebenden Insassen gehabt, — es seien angezogene Strohpuppen gewesen. Es sollte das ein besonderer Knalleffekt bei der Illumination und dem Feuerwerk sein. Der Adjutant meldete das dem Zaren. Da wandte sich der Herrscher aller Reußen mit zornentflammten Augen an den neben ihm stehenden Bürgermeister und rief laut in deutscher Sprache: „Welcher Esel ist auf so einen Gedanken gekommen?" Zerknirscht, mit schlotternden Knien stotterte der Bürgermeister: „Ich, Majestät!"

Ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, verließ der Zar mit seiner Gemahlin, die sich inzwischen wieder erholt hatte, die Brücke. Daß der Bürgermeister, dank der Strohpuppen, den sehnlichst erhofften Orden nicht erhielt, braucht eigentlich nicht erwähnt zu werden.

Diese Geschichte erzählte mir in Narva der dortige Pastor Tannenberg, Besitzer eines kräftigen Basses, der als junger Dorpater Student damals im Empfangschor mitgesungen! —



* **Gutes Geschäft.** „Ich habe den letzten Mieter hinausgeschmissen, weil er mir vier Monate Miete schuldig war." — „Ausgezeichnet, ich nehme das Zimmer zu denselben Bedingungen."

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.